



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 4.

22. Jahrgang.

1920.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Allein zu Hause.

Erzählung von Marie Gerbrandt.

Agathe saß gemütlich in der Ofenecke und las in einem Buch. Die Mutter hatte ihr erlaubt, so lange aufzubleiben, bis sie es ausgelesen hatte. Aber Agathe hatte sich vorgenommen, noch länger wachzubleiben und die Eltern zu erwarten, die zu einer Hochzeitsfeier im nächsten Dorf gefahren waren und wohl kaum vor ein Uhr hier sein würden. Morgen war ja Sonntag, da konnte sie ausschlafen. Als nämlich die Eltern fort gewesen, war Herr Krüger vom Nachbarhof hergekommen.

„Ach, ist Vater schon weg? Schade, ich bring' ihm hier das Geld für den alten Spazierwagen, den er dem Stellmacher Werner in Tahlen gelassen hat, 300 Mark. Er wird sich freuen. W. ist sonst ein unsicherer Kunde. Aber ich war heute in Tahlen und hörte zufällig, daß er sein Haus verkauft und Bargeld in Händen hatte. Na, dacht' ich, da halt dich man dran, daß du das Geld für deinen Leiterwagen und Nachbar Bergens Spazierwagen bekommst. Und richtig, es ist mir geglückt.“

Agathe hatte hastig den Schlüssel zu Vaters Schreibtischpult herausgezogen, das im Schlafzimmer der Eltern stand. „Wollen Sie das Geld gleich einschließen, Onkel Krüger?“

„Ist dir auch nicht angst, damit allein zu bleiben?“ Aber damit war Herr Krüger schon auf das nächste Zimmer zugegangen.

„Ach! — Keine Spur. Cine ist doch auch noch im Hause.“

„Cine!“ machte der Nachbar, als traue er dieser, der jungen Magd, nicht recht. Aber sie war schon seit dem Herbst hier, und Mutter hatte sich immer mit ihr zufrieden gezeigt.

„Es ist nur“, sprach Herr Krüger, indem er das Geld einschloß und Agathe den Schlüssel zurückgab, „wir fahren morgen vormittag auch weg und deine Eltern schlafen vielleicht lang — da würd' es bei uns liegen bleiben, das wär' ganz dasselbe. Na, auf Wiedersehen, und grüß man schön.“

Das war vor etwa zwei Stunden gewesen. Agathe hatte anfangs vor Freuden gar nicht weiterlesen können. Sie wußte, wie sehr die Eltern auf dies Geld gewartet und es fast schon verloren gegeben hatten. Als sie ein bescheidenes Geschenk für die heutige Hochzeit kauften, hatte es geheißt: „Ja, wenn wir das Geld für den Wagen hätten, sollte es etwas Besseres geworden sein.“ Als die Mutter heute ihr schon recht altes Seidenkleid angezogen, hatte Vater gesagt: „Wenn Werner mir den Wagen bezahlt hätte, würde ich dir ein neues gekauft haben. Seide ist ja jetzt fast billiger als Wolle.“ — Nein, die Freude, den Eltern noch heute mit den 300 Mark unter die Augen zu treten, wollte Agathe sich nicht entgehen lassen! Vor einer Stunde hatte Cine geklopft und um die Erlaubnis gefragt, ihre Verwandten aufzusuchen, die in demselben Dorf wohnten. Agathe hatte sie zur Hintertür hinausgelassen und diese verriegelt. „Klopfen Sie lieber, wenn Sie zurück-

kommen, ich mag das Haus nicht offen stehen lassen“, hatte sie gesagt.

Merkwürdig, seit Cine fort war, fühlte sich Agathe nicht mehr ganz so ruhig wie vorher. Wenn sie wenigstens ihr „Mauchen“ dagehabt hätte, ihre große schwarze Katze, die so gern auf ihrem Schoße lag, falls sie recht schön still saß. Aber die hatte wahrscheinlich eine Verabredung gehabt, hatte abends so lange geschmeichelt, bis Agathe sie hinausgelassen, und war nicht wiedergekommen.

Horch! War das nicht ein Geräusch in der Veranda? Hatte Mauchen den Lichtschein bemerkt und Vertrauen gefaßt, es werde noch eingelassen werden? Erfreut nahm Agathe die Lampe auf und begab sich durch Küche und Hausflur nach der Verandatür. Ehe sie sie öffnete, rief sie vorsichtig: „Wer ist da?“

„Miau!“ Klang es so recht kläglich, wie der kleine Sünder sich anzustellen wußte, wenn er Agathes Herz erweichen wollte.

„Du, Mauchen?“ lachte Agathe und schloß auf. Eine Sekunde lang sah sie im Lichtschein die grünen Augen und die Gestalt der Katze, die aber, anstatt näher zu kommen, sich an die Brüstung der Veranda drückte, als ob sie sich fürchte. Im nächsten Augenblick blies der Luftzug die Lampe aus und Agathe stand im Dunkeln.

„Mau, Mau!“ lockte sie, stellte dann, da sie kein Hufchen wahrnahm, die Lampe auf einen Tisch, der sich in der Nähe befand, und trat auf die Veranda, um die verängstigte Katze aufzunehmen.

„Komm doch und laß mich nicht frieren. Was knurrst du denn? Ist ein Hund im Garten?“

Sie verstummte plötzlich. Denn während sie zu der Katze sprach und fühlte, wie diese zornig mit dem Schweife schlug, war ihr's genau so, als richte sich jemand, der in der Veranda gekauert hatte, auf und schleiche sich hinter ihrem Rücken ins Haus.

Eiskalt rann es ihr durch den ganzen Körper. War jetzt ein Dieb im Hause, der hier gewartet hatte, bis sie die Lampe auslöschte und schlafen gehen werde? Dann hatte er vielleicht die Glasfenster der Verandatür eindringen und einsteigen wollen. Die Mühe war ihm jetzt erspart. Agathe dachte daran, durch das kleine Vorgärtchen zu laufen und sich zu Krügers zu retten, die vielleicht noch wach waren. Aber damit überließ sie ja das Haus und das Geld, auf das die Eltern so bang gewartet hatten, dem Diebe. Nein, sie mußte wieder Licht machen, zuerst tun, als hätte sie nichts gemerkt, und sich dann heimlich aus dem Hause schleichen.

Es kostete sie große Überwindung, in den Hausflur zurückzutreten und nach den Streichhölzern zu fassen. Die standen nebst einem Leuchter auf der Ecke des Tisches, damit man abends beim Eintreten gleich Licht machen könne. Da — da hatte sie sie. Eins bligte auf. Es ging

fast aus in Agathes zitternder Hand. Aber jetzt brannte das Licht. Ein rascher Blick in alle Ecken — hier war niemand als sie und Mauchen, das sich schnurrend an ihren Füßen rieb. Der Tisch, die zwei Stühle boten keinen Versteck. Aber dort Vaters langer Regenrock an der Wand —? Nein, der hing ganz schlaff herab. Wenn sich wirklich jemand eingeschlichen hatte, so war er bereits in der Küche. Die Tür dahin war nur angelehnt. Um keinen Preis hätte Agathe die Küche betreten. Hinter dem Besenvorhang, im Winkel zwischen den Schränken, im Treppenschlag konnte sich sehr wohl jemand verbergen. Sie mußte durch das Vorderzimmer in die Wohnstube zurückkehren. Die Lampe nahm sie mit. Die Kasse glitt mit ihr zugleich hinein. Hinter sich schloß Agathe die Tür. Nun die entsetzliche Angst, das Wohnzimmer zu betreten! Sie sagte sich's vor, daß der Dieb erwarten mußte, daß sie dahin zurückkehre und also nicht darin sein werde, weil er sich doch nicht sehen lassen wollte. Aber ihre Gedanken jagten so wild durcheinander, daß sie es immer wieder vergaß. Da rief sie sich noch einmal ins Gedächtnis, daß sie ja die Eltern vor einem großen Schaden bewahren müsse, und klinkte auf, kaum wissend, daß sie es tat. Niemand hier. Wahrscheinlich nicht. Mit wankenden Knien ging Agathe zum Tisch und zündete die Lampe an, um den Lauernden ganz sicher zu machen. War er in der Küche, war er schon im Schlafraum? Die Lampenglocke klirte in ihrer Hand. Schloß sie die Tür nach der Küche ab, so schloß sie sich vielleicht mit ihm ein, falls er schon in den Zimmern war. Aber den Schlüssel der Schlafstube, der zum Glück diesseits steckte, den drehte sie so lautlos wie möglich um und schob ihn in die Tasche. Dann sprach sie zur Kasse — draußen hörte man wohl nicht, wie angstheiser ihre Stimme klang — lachte zum Schein — es war mehr krampfhaft — schlich auf den Gehen ins Vorderzimmer, öffnete dort ein Fenster und ließ sich in den Garten hinab.

„Ich hätte noch den Stuhl rücken sollen, damit er denkt, ich habe mich gesetzt“, sagte sie sich im Davoneilen. Aber nur vorwärts jetzt! Ein paarmal fiel sie im Dunkeln, so schwach waren vor Aufregung ihre Knie. Endlich war sie am Nachbargebäude. Ha, da schimmerte noch Licht durch die Spalten der Fensterläden! Agathe schlug mit beiden Fäusten an die Wand und rief; „Onkel Krüger! Onkel Krüger!“ „Was gibt's?“ klang eine Stimme.

„Ich bin's, Agathe Bergen. Bei uns hat sich ein Dieb eingeschlichen.“

„Nicht möglich!“ Hastig wurde die Haustür geöffnet, sie selbst ins Zimmer gezogen. Herr Krüger suchte seinen Revolver, während Agathe berichtete.

„Eure Tine hat sich neuerdings mit einem Bekannten gezeigt, einem herabgekommenen Arbeiter, dem ich nichts Gutes zutraue“, sagte er. „Sie hat ihn benachrichtigt, und während sie bei ihren Verwandten sitzt, die ihre Unschuld bezeugen sollten, wollte er wahrscheinlich bei euch einsteigen.“

Er bestellte seiner Frau, sie solle die Leute im Stall wecken und ihm nachschicken. Einer solle an der Hintertür, einer an der Vordertür von Bergens Haus aufpassen. Dann nahm er eine Blendlaterne, ließ sich von Agathe die Schlüssel geben und ging. Frau Krüger war bange, aber sie mochte ihn nicht zurückhalten.

Sobald wie möglich schickte sie die Leute. Agathe war bei ihr geblieben und begleitete sie auf Schritt und Tritt. In der offenen Haustür standen sie dann und lauschten. Bald erscholl ein Ruf drüben, darauf lautes Gespräch, in das sich auch Ane Frauenstimme mischte. Tine war zurückgekehrt. — Jetzt näherte sich eine Laterne. Herr Krüger war wieder da.

„Wir haben ihn. In der Küche steckte er. Die beiden gehen gleich mit ihm zum Amtsdienner, der wird ihn für die Nacht ins Spritzenhaus sperren und morgen aufs Gericht bringen. Du, Agathe, bleibst wohl die Nacht bei uns, und ich will bei euch auf deine Eltern warten.“

Aber Agathe ließ es sich nicht nehmen, mit Onkel Krüger hinüberzugehen. Sie mußte doch vor allem sehen,

ob Mauchen auch kein Leid geschehen sei, denn auf diesen wichtigen Punkt hatte Herr Krüger nicht geachtet. Aber auf dem warmen Platz am Ofen lag ruhig ein zusammengerollter schwarzer Knäuel, der nur etwas ungnädig wurde, als Agathe ihn ans Herz preßte. Nicht lange, so kam auch Frau Krüger mit einer Kanne heißen Kaffees herüber, und da wurde es dem keinem schwer, die Hochzeitsgäste abzuwarten. Um ein Uhr langten sie an. Da gab es zu erzählen, zu erschrecken und zu freuen und Agathe genoß vollauf den Lohn für ihren Mut und ihre Besonnenheit.

„Es ist mir auch nicht leicht geworden“, sagte sie mehr als einmal mit strahlenden Augen und tief aufatmend, als sei sie jetzt erst der Gefahr entronnen.

or

Als sie wiederkamen.

Von Charles G. D. Roberts.

Kann mich nicht entsinnen. War doch achtzehn Jahr lang kein Elch mehr hier in der Gegend.

Der Sprecher, ein breitschultriger Hinterwälder, richtet sich auf, stützt sich auf den Stiel der Grabgabel und schneidet sich einen ausgiebigen Priem. Sein Partner, der die nächste Reihe des Kartoffelfelds bearbeitet, hat gegen eine kleine Unterbrechung der Arbeit nichts einzuwenden. Er stellt die Grabgabel weg, wühlt in den Hosentaschen nach Tabak und wirft dabei einen Blick über die langen Reihen der Kartoffelstauden, die sich über den großen Acker hinziehen bis an die kahlen Waldbäume dort, am Fuß der Berge.

Ein trauriger Anblick, diese Grenzlinie nackter Baumstämme, die verkohlt und verstümmelt dort stehen seit dem Waldbrand im Hochsommer. Und doch ist der Himmel von klarem verlockendem Herbstblau hinter den Schattenriffen der traurigen Baumstämme. Und wie hübsch die Birken aussehen mit dem goldgelben Laub; da drüben rechts vom Acker. Ja, und dieser prächtige Sonnenuntergang heute wieder einmal, ein Meer von Feuer und Farbe über dem Horizont. Seh' doch nur einer die zartvioletten Wölkchen da...

Voll Bewunderung steht er da und schaut, der zweite Kartoffelgräber. Eben will er den im letzten Winkel der Tasche schließlich entdeckten Priem in den Mund stecken. Aber mitten in der Bewegung steht die Hand still; geraume Zeit steht der Mann starr und blickt hinüber auf eine bestimmte Stelle am Waldrand dort. Dann schiebt er gelassen den Priem in den Mund, steckt den Rest des Tabaks wieder ein und sagt: „Sehe eben... sind wieder da.“

„Was?“ brummt der andre Mann, der sich inzwischen wieder an die Arbeit gemacht hat.

„Well... eben die Elche... nach achtzehn Jahr“, sagt der Mann.

Und wirklich, dort am Rande des toten Waldes stehen drei Elche, ein stattlicher schwarzer Bulle mit weitausladenden Schaufeln, eine dicke braune Kuh und ein Kalb mit den noch ungefügten Läufen und Läuschern. Ein Kartoffelfeld und Zweibeiner, die mit großen Gabeln darin umherwühlen, ist etwas, was noch nie da war. Offenbar interessiert die Elche die Sache.

„Rühr dich nicht, Sandy“, flüstert der erste Arbeiter, der sich in Jagddingen auskennt, „steh ganz ruhig, bis sie uns gewohnt sind. Dann gehen wir die Büchsen holen.“

Einige Minuten lang stehen die beiden Männer regungslos, und die Elche kommen noch näher heran, um sie besser betrachten zu können. Aber jetzt lassen die beiden Menschen ihre Grabgabeln stehen und schlendern gemächlich über das Kartoffelfeld davon. Aber den Abhang gehen sie hinunter und verschwinden im nächsten Haus.

Sandy wohnt hier. Er holt sein Gewehr vor — einen alten einläufigen Vorderlader — und lädt es mit Rehpösten. Derweil läuft der andre, der Mann mit den Jagderfahrungen, nach einem der andern Häuser und hängt seine schwere Snider-Büchse um. Die Elche haben

noch zusehen, wie die Zweibeiner fortgingen und in der felsamen Höhle dort verschwunden sind, nun wenden sie sich ab und beginnen von den zarten Espenriedeln zu äßen, die im Buschwerk oben am Aker zu finden sind.

Nun erscheinen mit einemmal die geheimnisvollen Zweifüßer wieder. Sandy und Eije haben zu Hause kein Wort von den Elchen verraten. Gemütlich machen sie nun zusammen ihren Abendspazieraang, den Waldweg entlang, bis die Buschgruppe sie verbirgt. Da aber fährt Leben in die harmlosen Wandersleute, geduckt laufen sie an den Büschen hin und sind gleich drauf im Waldesdickicht verschwunden. In weitem Bogen schleichen sie nun durch den Wald, springen gebückt hinter Büschen und Buschwerk von Stamm zu Stamm, bis sie sich im Rücken des Kartoffelackers wissen. Jetzt kriechen die Männer lautlos am Boden hin nach der Stelle, wo die Elche vorhin noch standen. Der Wind kommt gegen sie. Wittern kann das Wild die Jäger nicht, und die misfarbenen Arbeitskleider stechen nicht ab von der Erdfarbe.

Kuh und Kalb stehen noch am alten Fleck und äßen weiter. Aber der Elchbulle ist inzwischen wieder in den Wald zurückgetreten und wandert zwischen den verkohlten Baumresten umher. Mit einemmal steht er vor den Jägern und ängst neugierig zu ihnen her. Die breiten Schaufeln liegen ihm nach hinten, die Nüstern streckt er vor und schnauft. Es liegt wie Drohung in den kleinen listigen Augen, auch in der Erscheinung seines mächtigen Körpers. . . die Jäger sind überrascht und verwirrt. Zu früh krachen die Schüsse. Die dicke Kugel aus Eijes Sniderbüchse pfeift ins Weite, und nur ein paar Rehposten von Sandys Flintenschuß schürfen leicht die Schulter des Riesen. Doch Schmerz und Schreck ist's genug, um den Elch in Wut zu bringen. Er stößt einen dumpfen Laut aus — wie Grunzen ist's — die zottigen Haare sträuben sich, und dann plötzlich stürzt er vorwärts mit gesenktem Geweih. „Auf den Baum rauf, Sandy“, schreit Eije und geht mit gutem Beispiel voran. Der Bulle sieht ihm dicht auf den Fersen. Gerade noch reicht's, die Büchse wegzwerfen und auf den ersten Ast sich zu schwingen.

Sandy aber steckt in einer schlimmen Verlegenheit: er kann nicht schnell den rechten Baum finden. Es stehen wohl genug Stämme da im toten Wald, solche, die dick genug waren, den Waldbrand zu überstehen, aber Äste haben sie keine mehr.

Unschlüssig läuft er noch umher — so etwas wie ein felsblock oder Baumstumpf wird doch zu finden sein, hinter dem er sich verstecken und die Flinte wieder laden kann. Da eräugt ihn der Elch. Und sogleich läßt er von Eije ab und geht auf den andern Mann los. Sandy sieht ihn daherkommen und denkt: „Jetzt pressiert's.“ Er wirft die alte Flinte weg und hängt gleich darauf am nächstbesten Stamm, einem dünnen, verkohlten Ding, bei dem zu befürchten ist, daß der Anprall des Elchs ihn zersplittert. Es kracht denn auch bedenklich, wie das riesige Tier daherstürmt und der Zusammenstoß kommt, aber doch steht das Stämmchen. Sandy ist's so, als sei jeder Ast daran von Eierschalen.

Indessen, wie der Elch sich mit Sandy zu schaffen macht, kommt Eije vom Baum herunter und nimmt seine Büchse auf. Er hat sich vom ersten Schreck erholt und fühlt sich nun Herr der Lage. Eine neue Patrone steckt er in die Kammer des Gewehrs und wartet ruhig ab, bis der Elch ihm ein gutes Ziel bieten wird. Gerade jetzt rückt das Tier etwas zur Seite, es bietet die Flanke. . . Krach. . . Ein Blattschuß. Auf bäumt sich der Elch und bricht in die Knie. Gleich drauf ist er tot. Sandy kommt von seinem dünnen Baum herunter und steht voll Staunen vor dem schwarzen Tierkopf mit dem Schaufelgeweih.

Die Schüsse haben Kuh und Kalb den Verstand geraubt. Donnerschläge hinter ihnen im Wald! Wohin sollen sie fliehen? Planlos rennen sie über das freie Feld, in langen Sätzen, gerade auf Sandys Hütte zu.

Nun aber hat Sandy gerade in diesem Sommer angefangen, neben dem alten Blockhaus ein neues Wohn-

haus mit Fachwerk zu bauen. Bis jetzt hat er den tiefen Keller ausgehoben, einen ausnahmsweise tiefen Keller, denn er will einen guten Vorrat von Kartoffeln einlegen. Damit kein Vieh in die Grube fällt, hat Sandy einen Lattenzaun darum gemacht.

Aber die Elchkuh kommt dahergerast und beachtet den Lattenzaun gar nicht. Hindernisse nehmen ist sie gewohnt. Hoppla! Drüber weg ist sie und stürzt in die Grube. Gleich hinter ihr drein das Kalb.

Es ist Feierabend, und die Bewohner der kleinen Ansiedlung stehen vor den Hütten umher und haben den Wettlauf von Kuh und Kalb mitangesehen. Nun stürzt alles nach Sandys Kellergrube.

Die arme Elchkuh hat sich beim Sturz schwer verletzt; ein junger Farmer von der Nachbarschaft steigt deshalb hinab in die Grube und aibt dem Tier den Gnadenstoß mit dem Jagdmesser. Aber das Kalb ist gesund. Ihm ist nichts geschehen. Es sieht da und starrt verständnislos auf die tote Mutter. Vor den Leuten hat es gar keine Furcht. Es läßt sie herankommen und sich von ihnen bewundern und streicheln. Es sieht wirklich aus, als sei es leicht zu zähmen. Sandy, der nun eben mit Eije des Wegs kommt, erklärt gleich, daß er das Tier aufziehen will.

„Ist mir's doch“, sagte er zu Eije, „als haben wir die Elch nicht recht anständig empfangen, nachdem so lang keiner mehr da war. Müßen das wohl an dem Kleinen da wieder gut machen.“

22

Die Osterfeier bei den ersten Christen.

Die Feier des Osterfestes hat sich erst allmählich, sogar verhältnismäßig langsam in der frühchristlichen Kirche herausgebildet. Zuerst knüpfte sie an das Passah, das jüdische Frühlingssfest, an, das in jedem Jahr auf einen anderen Wochentag fiel, nämlich den 14. des Monats Nisan, der gewöhnlich mit unserem April zusammenfällt. Die römische Kirche aber verlegte im 2. Jahrhundert das Fest endgültig auf den Sonntag nach dem mathematisch berechneten ersten Frühlingssollmonde, um es als das Siegesfest der Auferstehung des Herrn zu feiern. Wegen dieses Gegenfases zwischen den kleinasiatischen und den abendländischen Gemeinden kam es einmal zu einem sehr heftigen Streit. Als der Bischof von Smyrna, Polycarp, zur Passahzeit die römische Gemeinde besuchte, war er über die Festlegung der Feier auf den Sonntag empört. Er berief sich auf die uralte Sitte der apostolischen Väter, die stets am Abend des 14. Nisan das Passahmahl gehalten hatten. Der römische Bischof Victor aber bestand auf der Feier des Ostersonntages und ging dazu über, die unwilligen Geaner ganz einfach zu exkommunizieren. Der Wunsch Roms griff immer weiter um sich, auch die Kirchen von Palästina und Ägypten gaben ihre Zustimmung zu der römischen Feier, und schon im 3. Jahrhundert galten jene, die am 14. Nisan feierten, die sog. „Dierzehner“, für Keger. Schließlich wurde im Jahre 325 auf der großen Kirchenversammlung zu Nicäa die römische Osterfeier für alle Zeiten als das Fest des Herrn bestimmt. Eine Schilderung, die Chrysostomus von der allgemeinen Stille während des vorausgehenden 40-tägigen Fastens gab, ist uns überliefert. „Nirgendes“, so schrieb er, „ist Unruhe, nirgendes Geschrei, nirgendes sieht man Fleisch zerhacken und Köche umherlaufen. Alles das ist vorbei, und unsere Stadt hat das Ansehen einer wohlansändigen, sittsamen Matrone. Da ist kein Unterschied zwischen der Tafel des Kaisers und dem Tische des Armen.“ Einen starken Gegensatz dieser Ruhe bildete dann der Jubel des Festes selbst, zu dem die Nacht vom Sonntag überleitete. In dieser „Engelnacht“ ist jedem der Schlaf verwehrt, die Welt muß in wachem Zustand dem Siege des Lichts entgegenharren. Diese „Mutter aller Nachtwachen“, wie Augustin sie nannte, verbrachte der Kaiser Konstantin in feierlicher Versammlung mit der Gemeinde. Da auch die Dunkelheit in dieser Nacht verbannt sein sollte, waren die Städte strahlend erleuchtet, glühende Fackeln wurden durch die Straßen getragen. Vor den Kirchentüren wurde Feuer aus einem Feuerstein geschlagen, und man zündete damit die Kohlen an, deren einige der Priester in sein heiliges Weihrauchfaß nahm. Nun fand die große Tauffeier der Neubefehrten statt, die weiß gekleidet waren. Den Höhepunkt erreichte das Fest, wenn der erste Strahl der Sonne sichtbar wurde, der das Zeichen war zum Singen des Halleluja. Die „Nacht der Engel“ war beendet, der „Königstag“ begann.

C. K.

Das vorwitzige Küchlein.

Es war einmal ein Küchlein klein,
Das wollte immer klüger sein
Als seine Mutter Henne.
Kaum, daß es aus dem Ei geschlüpft,
Da war es auch schon fortgeschlüpft
Auf Nachbars große Tenne.

Die Henne warnte es gar sehr
Und schalt und rief: „Komm zu mir her,
Komm schnell zu deiner Mutter!“
Das Küchlein machte sich nichts draus,
Es lacht sogar die Mutter aus:
„Ich such mir selbst mein Futter!“

Es tänzelte, scharwenzelte,
Das freche Ding, und hänselte
Sogar die braven Schwesterlein.
Doch eines Tags geschlichen kam
Ein Kater, der es mit sich nahm,
Da half kein Jammern und kein Schrei'n.

So rächt an jedem bösen Kind
Der Ungehorsam sich geschwind,
Zu spät kommt dann die Reue.
Dahin, ihr lieben Kinderlein:
Die Eltern immerdar erfreuen
Durch Folgsamkeit und Treue!

Johanna Weisfisch.



Die Erfindung der Serviette.

Wir haben uns jetzt lange beim Essen ohne Tischuch und Serviette im Restaurant behelfen müssen, und auch heute noch ist die Kultur des „gedeckten Tisches“ zum großen Teil auf Papier angewiesen. Aber es ist überhaupt erst ein halbes Jahrtausend seit der Zeit vergangen, daß Tischuch und Serviette in die Kultur einzogen. Vornehme Herrschaften, die auf Sauberkeit Wert legten, wurden freilich schon früher nach dem Essen von den Dienern Handtücher gereicht, mit denen sie sich die Hände abtrockneten, nachdem ihnen vorher Woschwasser geboten worden war. Diese Form der Reinigung nach Tisch bestand im Altertum. Aber daß jedem Gast eine Serviette zur Reinigung von Hand und Mund neben den Teller gelegt wurde, das kam erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts auf. Soweit wir wissen, war der erste, der sich einer solchen Serviette bediente, der König Karl VI. von Frankreich, und zwar wurde diese Aufsehen erregende Erfindung im Jahre 1403 gemacht. Es war ein Gewebe aus der Stadt Reims, mit dem der allerchristlichste König sich Hand und Mund wuschte, und diese Tat fand allmählich in der vornehmen Gesellschaft Nachahmung. Von der Königin Isabella von Frankreich wissen wir, daß sie bereits ein halbes Duzend Servietten besaß, und 1497 wird von der Gräfin Katharina von Angoulême als ein unerhörter Luxus berichtet, daß sie über 23 Duzend solcher Tischmündtücher verfügte. In Deutschland ist die Serviette in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts allgemeiner eingeführt worden, denn Erasmus von Rotterdam empfiehlt in seiner „Tischzucht“, in der er von dem guten Ton beim Essen handelt, eindringlich die Benutzung dieser Tücher. Doch betont er — und dieselbe Klage finden wir zu gleicher Zeit

in Italien —, daß die meisten Leute sich Hände und Arme bis zum Ellenbogen hinauf beim Essen beschmierten und sich dann am Tischuch nordüftig reinigten. Im 17. Jahrhundert besaßen auch bürgerliche Leute schon eine große Anzahl von Servietten, wie wir z. B. aus dem Nachlaß-Inventory von Molière entnehmen können. Allmählich trieb man großen Luxus mit diesem zunächst von der Allgemeinheit so wenig beachteten Gegenstand. Die Servietten wurden aus der feinsten Leinwand hergestellt; die Marquise von Pompadour gab die Riesensumme von 600 000 Livres dafür aus. Auch die Kunst der Tafelbeder bemächtigte sich nun der Serviette, und es gibt ausführliche Anleitungen mit künstlerischen Abbildungen, in denen dargestellt wird, wie man die Mündtücher zu den verschiedensten Figuren zusammenfalten, ganze Tiergestalten aus ihnen herstellen und die sämtlichen Servietten einer Tischgesellschaft zur Nachbildung einer ganzen Jagd benützen konnte.

Reitende Tiere.

Es ist durchaus keine zoologische Fabel, vielmehr eine naturwissenschaftlich festgestellte Erscheinung, daß es auch im Tierreich Kavalleristen gibt, daß ein Tier das andere zum Reiten benützt. Es wurde einst viel darüber gestritten, ob Freiligraths Ballade „Der Löwenritt“, die Geschichte von dem Löwen, der die Giraffe zu Tode reitet, wirklich möglich sei. Tatsächlich gibt es in der Tierwelt eine ganze Zahl reitender Geschöpfe. So kommt in Amerika eine Art von Rentierhirschen vor, bei der das Muttertier seine Jungen in Stunden der Gefahr auf dem Rücken davonträgt. Man nennt sie nach trojanischem Beispiel Ameisratten. Gewisse tropische Ameisen benützen gegenseitig ihre Rücken, um so mittels einer Art lebendiger Reiter von einer Blattkante auf eine entferntere zu gelangen. Gewisse Tiere lassen sich von anderen zu einer weitentfernten Beute tragen. Am besten beobachtet man diesen Vorgang bei dem Polypen: er reitet auf Krabben oder auf dem Schnedenhaus eines Einsiedlerkrebses. Freilich kann der Reiter weder auf- noch absteigen, er ist an sein Roß gebunden. Ein weitaus vollkommener Kavallerist ist der in Süddeutschland heimische Sitaristkäfer; er legt seine Eier an steilen Lehmwänden vor kleinen schachtartigen Löchern im Abhang. Während die winzigen Maden des Käfers aus den Eiern schlüpfen, haufen in diesen Lehmhöhlen haarige flügelartige vom Geschlecht der Pelz- oder Schnauzbienen, die eines Tages ins Weite fliegen; die Weibchen der Bienen bleiben daheim und legen in jedes Honigtöpfchen ein eigenes Ei. Die hungrigen Sitaristlarven harren vor der Luke des Baues. Sie schwingen sich auf die ausfliegenden Schnauzbienenmännchen und reiten so hin und her beim Sammeln neuen Honigs. Ist der Schatz im Bienenbau fertig, dann reitet die Sitaristlarve wieder ein, gerade in dem Augenblick, da die Schnauzbiene ihr eigenes Ei auf den Honig legt. Genau in diesem Moment springt die Sitaristlarve ab, und zwar direkt auf das Ei, das sie umklammert. Wäre die Sitaristlarve daneben gesprungen, so hätte sie im Honig ertrinken müssen. Von dem Bienennei nährt sich die Larve. Diese Beobachtungen wurden unter andern von einem der größten lebenden Naturforscher, von Wilhelm Hölzke, geteilt.

Silben-Rätsel

(Charade von zwei Silben).

Die Erste raucht, vom Wind bewegt,
Das Zweite sich im Sumpfe regt;
Das Ganze schreit und ist nicht still,
Wenn sich das Wetter ändern will.

Suchbild.



Wo ist der Wärtter?

Auflösung

der Sprichwort-Aufgabe in Nr. 3.

Kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen.

Auflösung der Knacknuß in Nr. 3.

Bei Käs und Brot arbeiten, hält man nicht aus.

Richtige Lösungen der Knacknuß in Nr. 3 sandten ein: Euse Amann, Emil Bachert, Walter Barth, Willy Baug, Hans Behr, Erni Behrens, Ely Bierbrauer, Lucie Bodt, Käthli und Louise Bodschheimer, Margarete Born, Beatrice und Maria Mercedes v. d. Bottenberg, Herbert Brann, Eugen und Friedel Conrad, Allan Daré, Mariachen Diebel, Josef Diehl, Eiselotte und Margarete Dienke, Heinrich Dienstbach, Sr. Wilhelm Dieker, Charlotte und Karl Dönges, Karl Dör, Eise Dreßler, Suzanne, Germaine und Mag Duster, Oskar Eichhorn, Frieda Follenstein, Kurt Felsch, Margot und Stephanie Floher, Elisabeth Juchs, Marie Geyer, Fritz Giliain, Betty, Ida, Philipp Goldmann, Emmy Gottfried, Albrecht Gottwald, Wilma Göb, Franziska und Toni Graf, Emil Grether, Marie Jose Grotz, Sophie Kahne, Wilhelm Kahn jr., Anita Hädt, Werner Harbach, Hedi Henes, Robert Herrmann, Margot Heines, Eisel Seymann, Gertha Hing, Carl Hoffrichter jun., Euse Handt, Ellinor, Käthli, Margot Jähdi, Ernst Jacob, Markus Jordan, Edmund und Margarete Kaiser, Auguste Kehler, Eise Klappper, Emma und Martha Kopp, Kurt Kreßlin, Eiselott Krüger, Eischen und Gudrun Kunz, Bertha und Berthel Kunze, Erich Kathe, Eina Keinerer, Hans und Maria Knoll, Hanni Meletta, Erna Mergenthal, Hans Merten, Gertha und Ilse Meyer, Eise Michel, Hans Mierendorf, Meta u. Paula Mischen, Heinz Moog, Alfred Moyer, Baron von Murphy und Depres, Joseph Muth, Hanne und Heinrich Neß, Heinrich und Karl Pafkorel, Alfred und Walter Petri, Elli Prinz, Bertha und Eina Reichel, Frieda Ringel, Wilhelm Sauter, Eisel Schöffel, Alex Schloffer, Hilde Schmidt, Rudolf Schumann, Marien Stempel, Wolfgang Stephan, Dolf Sternberger, Magdalena Stoll, Gertrud und Helmut Stähler, Nelly von Teilingen, Heini und Elide Samalkalder, Friedrich Tischner, Johanna Treff, Emil Unkelbach, Eise-Lotte Vollmer, Annemarie Wagner, Erich und Otto Wenz, Wilhelm Wenzel, Karl Werner, Marianna Weil, Kurt Weinberg, Adolph Wilhelm, Elwam Willms, Eulla Wies, Paul Wollmerdeid, Heda Zintgraf, sämtlich in Wiesbaden, sowie Mariette Reimann, Karl Rupp jr. in Biebrich, Aug. und Wlch. Reimner in Erbenheim, Eise Schlink in Rambach.